

## Berichte

### Der Dritte Weltkongreß der Soziologie

Der Dritte Weltkongreß der Soziologie tagte vom 21. bis 30. August 1956 im Königlichen Tropeninstitut zu Amsterdam. Ihn begrüßten Staatssekretär Frau Dr. de Waal namens des holländischen Ministers für Erziehung, Dr. Brilsmä in Vertretung des Bürgermeisters, Dr. Luther H. Evans von der Direktion der UNESCO, Herr van der Goot im Auftrag der Vereinten Nationen und Prof. R. C. Angell als Präsident der Internationalen Soziologischen Vereinigung (I.S.A.), die diesen Kongreß organisierte. Sie alle wünschten, wie billig, dem Kongreß gute Arbeit; es wurde die Erwartung ausgesprochen, daß er dazu beitragen möge, die gesellschaftlichen Veränderungen, die sich sichtbar vollziehen und die drum zu Recht zum Generalthema bestimmt worden waren, deutlicher erkennen zu lassen und Mittel beizustellen, die Spannungen zu mindern, die Barrieren, die zwischen den Völkern und zumal zwischen West und Ost noch bestehen, zu überbrücken und Zusammenarbeit und -leben zu fördern. — Am Schlußtage meinte eine holländische (katholische) Zeitung die Sterilität des Kongresses konstatieren zu dürfen: weder sei von den wirklichen sozialen, ökonomischen und politischen Problemen gesprochen worden noch habe man sich für die Praxis nützliche Handhaben holen können. Ist derlei aber nicht von einem solchen Kongreß zuviel verlangt? Freilich ist es nicht so, daß die Soziologie heute gar so sehr noch darauf bedächt wäre, sich von den Nachbardisziplinen abzukapseln, die sich z. B. mit Ökonomie und Politik befassen, und daß sie mit ihrem Urteil, vom Drang nach schierer Objektivität besessen, zurückhielte. Auch wäre es unrichtig zu behaupten, daß sich der Kongreß drängenden Gegenwartsfragen verschlossen habe. In jener Klage der Zeitung aber kommt eine Ansicht zutage, die zwar veraltet scheint, da sie die Hoffnungen erinnert, die einst mit den großen Entwürfen der Soziologie verbunden waren und die doch allenthalben noch die Unterstützung der Soziologie bestimmen, die ihr heute vom Staat, von den Verbänden und selbst vom Publikum zuteil wird.

Der Kongreß, dessen ausgezeichnete Organisation Prof. A. N. J. den Hollander anvertraut war, zeigte, mehr noch als bereits in Lüttich, ein internationales Gepräge. Kaum ein Land, das nicht vertreten gewesen wäre. Und zum ersten Male nahmen Vertreter der Sowjetunion, der Volksdemokratien (Polen, Tschechen, Ungarn, Rumänien, Bulgaren) und der Deutschen Demokratischen Republik teil,

sehr aufmerksam und interessiert, ohne daß es doch, wenigstens in den Plenarsitzungen, zu den Auseinandersetzungen gekommen wäre, die hätten erwartet werden können. Aber auch sonst kam es nicht, wie noch in Lüttich, zu erregender Diskussion. Mag sein, daß die übergroße Darbietung von Kurzreferaten hierbei ihre ermüdende Wirkung zeigte. Denn in den Untergruppen, die freilich zu gleicher Zeit tagten, so daß es unmöglich war, an allen Sitzungen teilzunehmen<sup>1</sup>, wurde diskutiert, wengleich auch in ihnen viel Zeit damit vertan ward, daß die eingesandten *papers* nochmals, wenn auch in abgekürzter Fassung, vorgetragen wurden. Aber es mag auch sein, daß das Thema des Kongresses selbst den Disput verwehrte.

Denn was meint „social change“ eigentlich? Leopold v o n W i e s e, dessen Diskurs die Arbeit des Kongresses eröffnete, verwies darauf, daß dieser Ausdruck den älteren der „Entwicklung“ verdrängt habe, der selber wiederum, ob seiner Neutralität, an die Stelle des „Fortschritts“ getreten war, dessen Gesetze zu erkunden C o m t e einmal von der Soziologie verlangt hatte. Wird heute vom „Wandel“ gesprochen, dann klingt hie und da noch die Erinnerung an historische Perspektiven mit, die sich aus Vergangenheit und Gegenwart ergeben wollen und die es drum zu meistern gälte, meistens aber dient das Wort nurmehr dazu, die beunruhigende Frage nach den Ursachen gegenwärtiger gesellschaftlicher Störungen abzuschneiden und die nach den Konsequenzen als bloße Spekulation abzutun. Nicht zufällig ist der Begriff des „social change“ aufs engste mit dem der Kontrolle und dieser mit dem der Anpassung verknüpft worden; Wandel wird als Störung empfunden. Die Eindeutigkeit von Fortschritt und Entwicklung, die den frühen Positivismus auszeichnete (und gewiß schon damals nicht blank hingenommen wurde) ist im Positivismus unserer Tage einer ohnmächtigen Vielfalt von Sinnbedeutungen gewichen, so daß unter sozialem Wandel, um die Extreme zu nennen, sowohl „eine rein statistische Bezeichnung numerischer Variationen“ wie die Erschütterung von „Kulturwerten“ verstanden wird. Morris G i n s b e r g (London), der anschließend über Faktoren im sozialen Wandel sprach, begnügte sich mit dem Referat über einige Erklärungsversuche, daß es etwa die Großen Männer seien, die ihn veranlaßten, oder daß es eine übers Bewußtsein des Einzelnen hinausreichende Teleologie sei, die sich geschichtlich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit durchsetze, u. a. m. Er schloß optimistisch: „Soziale Prozesse sind weder fatal vorherbestimmt noch frei von begrenzenden Bedingungen. Je größer aber die Kenntnis von diesen Bedingungen ist, desto umfassender kann bewußte Leitung und Kontrolle sein.“ Gilberto F r e y r e (Recife) wies auf die demoralisierenden Wirkungen hin, die die Übertragung für selbstverständlich gehaltener, doch durchwegs „bourgeoiser“ Werte und Verhaltensweisen des Abendlandes auf fremde Kulturen außerhalb Europas (und Nordamerikas)

<sup>1</sup> Der Bericht benutzt deshalb die Transactions of the Third World Congress of Sociology, Bd. I/VII, London 1956. Ein Ergänzungsband wird vorbereitet.

zur Folge gehabt hat, gleichgültig ob die Europäisierung aufgezwungen worden ist oder durch Imitation erfolgte. Die Verwirrung und Unsicherheit, die so erzeugt wurden, hemmen die nationalen Freiheitsbewegungen und nähren zugleich xenophobe Ausbrüche. — Hinzu­zufügen wäre nur, daß sich ähnliche Prozesse der Demoralisierung in den europäisch-amerikanischen Industriegesellschaften selbst nachweisen lassen, nur daß sie hier als „Integration“ gepriesen werden. — Georges D a v y (Paris) schließlich ließ sich über das Problem von Recht und sozialer Veränderung aus.

Nach diesen mehr allgemein gehaltenen Vorträgen leitete Georges F r i e d m a n n (Paris) die Erörterung über Veränderungen in der Industrie- und Agrarstruktur der modernen Welt ein. Mit Recht betonte er, daß Industriesoziologie sich nicht auf Betriebssoziologie beschränken dürfe, daß sie vielmehr zu einer umfassenden Sozioanalyse der Arbeitswelt führen müsse, zu einer Analyse der Industriegesellschaft sowie aller Kulturen, die infolge der Industrialisierung heute einer Transformation unterliegen. Sie ist darum für eine Theorie der Gesellschaft unerlässlich, ohne diese selbst zu sein. Und sie ist, ob­schon sie mit anderen Wissenschaften, der Psychologie, der Ökonomie, der Geschichte, zusammenzuarbeiten hat, nicht deren Synthese. Konnten daher die dem Kongreß vorgelegten Beiträge auch kein vollständiges Bild der Industriesoziologie und nicht einmal über den gegenwärtigen Stand ihrer vielseitigen Forschung bringen, selbst wenn sie durch die ergänzt würden, die zu anderen Themen des Kongresses gegeben worden sind und Probleme der sozialen Schichtung und Klassenstruktur oder der Familie und der Erziehung betrafen, so wurde gerade auf Grund der Unvollständigkeit und notgedrungen skizzenhaften Form dieser Arbeiten deutlich, daß die soziologische Theorie den Zusammenhang beachten muß, in dem in Wirklichkeit die untersuchten Einzelphänomene stehen; daß die Soziologie, wie F r i e d m a n n mutig hervorhob, endlich wieder beginne, sich geschichtlich zu orientieren: „Zu fragen, wie sich die Industrie transformiert, heißt zugleich fragen, wohin sie sich bewegt.“ Die Veränderungen in der Industrie sind der Entwicklung der Technik allein nicht zuzuschreiben, vielmehr sind beide, Technik und Industrie, von der gesellschaftlichen Dynamik nicht abzulösen und damit von den, sei es verborgenen, sei es eklatanten Veränderungen der Herrschaftsverhältnisse nicht zu isolieren, auf die sie einwirken und durch die sie gegenwärtig ihre bedrohliche Gestalt erhalten, die nicht die endgültige sein muß, wie der Versuch Indiens, das Land zu industrialisieren, anzudeuten scheint. — Außer über Indien wurde über Ägypten und die Sowjetunion, über Veränderungen, die sich in Deutschland (N e u l o h , B. L u t z), in England, Frankreich und den USA vollziehen, berichtet. — Der Umstand, daß, aus einer Reihe von Gründen, die Arbeit in USA immer weniger als ein *job* angesehen werde, der eines besseren wegen leichterhand aufgegeben wird, daß sich vielmehr die Tendenz zeige, in ihr eine Art gesicherter Laufbahn zu erblicken, hat

Nelson N. Foote (Chikago) zu dem Glauben verführt, es finde keine Proletarisierung, sondern eine „Professionalisierung“ statt, also, um ein Schlagwort der 30er Jahre zu gebrauchen: eine Verbürgerlichung des Proletariats. Diese Ansicht, die auch auf dem Kongreß mehrmals, mit dem Hinweis vorab auf die „tertiären Dienste“, vertreten wurde und auch sonst, wie bekannt, zum „Gedankengut“ beflissener Schriftsteller geworden ist, erhellt, so genau die empirisch beigebrachten Befunde für sie sprechen, in ihrer theoretischen Nichtigkeit an einem Diskussionsbeitrag von Frau Jessie Bernard (USA). Auf die verwunderte Frage eines sowjetischen Kongreßteilnehmers, er höre nur immer von einer Mittelklasse sprechen, ob es denn keine Arbeiter gebe, meinte sie treuherzig, da man in Amerika nur den Ausdruck Arbeitskraft (*labor force*) benutze, der alle, die irgend arbeiten, also auch den Unternehmer einschließe, während der Ausdruck Arbeiterklasse ganz ungebräuchlich sei, könne folgerichtig von dieser keine Rede sein. Gewiß, sie wurde alsbald von Kurt B. Mayer korrigiert. Es scheint mir aber eine offene Frage zu sein, ob Soziologie in ihrer derzeitigen Artung überhaupt zu erkennen vermag, daß im Prozeß der Veränderung der industriellen Gesellschaft in die „verwaltete Welt“ (Horkheimer) die überkommene Vorstellung vom Proletariat, die in der Tat nicht mehr angemessen ist, vor der mißlichen Einsicht in die fortschreitende objektive Proletarisierung des Ganzen bewahrt, das sonst zusammenstürzte. Der Kongreß rührte nicht daran. — Der für mich interessanteste Beitrag in dieser Sektion war von einem Franzosen, der kein Fachsoziologe ist, H. Migeon, von der Firma Télémécanique électrique, über die möglichen gesellschaftlichen Konsequenzen der Automation. Er knüpfte, bezeichnenderweise, an Überlegungen von François Perroux an, eines Schülers von Ch. Fourier, mit dem er allerdings die Illusion teilt, daß eine Organisation der Arbeit, die nicht länger mehr durchs Prinzip von „Herr und Sklave“ bestimmt sei, einer Gesellschaft adaptiert werden könne, in der das gleiche Prinzip, wengleich nicht mehr lauthals wie in früheren Zeiten, noch befiehlt.

Lucio Mendieta y Nuñez (Mexiko), der einen Überblick über die eingereichten Berichte von Veränderungen der agrarischen Organisation in Indien, Pakistan, Holland, Rußland, England usw. gab, glaubte zwar eigens darauf hinweisen zu müssen, daß von der Soziologie nicht über Fragen entschieden werden dürfe, für die die Politik zuständig sei. Mir dünkt die Ungeduld rechtschaffener zu sein, mit der indische Soziologen, um nur dies Beispiel zu nehmen, aus der Erfahrung der durchaus politisch bewirkten Schwierigkeiten, die sie beobachten, politische Schlüsse ziehen, ganz abgesehen davon, daß heute sich eine Landreform kaum mehr spontan vollzieht und die Agrarsoziologie selbst zu einer Abteilung der Verwaltung geworden ist. Zu erwähnen sind die Bemerkungen von Henri Lefebvre (Paris), wonach die Marx-Leninsche Theorie der Grundrente in der soziologischen Analyse des Landlebens genutzt werden sollte.

Über Wandlungen in den Besitz- und Eigentumsverhältnissen sprach, sehr klar, W. Friedmann (New York), ferner J. Valkhoff (Amsterdam) und A. I. Paschkow (Moskau); Guido Fischer (München) hatte eine Arbeit über die Probleme der Mitbestimmung in der Bundesrepublik eingereicht.

Der Umfang, den die Beiträge zur Frage eines Wandels der Klassenstruktur boten, zwang zur Aufteilung in mehrere parallel tagende Untergruppen. T. H. Marshall (London) gab zunächst einen allgemeinen Überblick, voll kritischer Anmerkungen: etwa daß Unternehmungen über die Schichtung allzu häufig die dynamischen Kräfte, die am Werke sind, unbeachtet lassen, daß die benutzte Terminologie keine Übereinstimmung aufweise und die Begriffe unter Konfusion leiden, wobei all dieses selber Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur widerspiegeln möge. Wird diese noch durch die Klassen bestimmt? Oder setzt sich stattdessen sozialer Status durch, so daß Prestige, nicht mehr die Klasse, die Schichtung bewirkt, die ihrerseits „multidimensional“ zu sein scheint? Kann heute noch von einer herrschenden Klasse gesprochen werden oder sind es Eliten, wie R. Aron sagte, die zumindest in den „westlichen“ Demokratien nicht mit ihr mehr identifiziert werden dürften? Das sind nur einige der Fragen, mit denen die gegenwärtige Soziologie sich beschäftigt. St. Ossowski (Warschau) diskutierte verschiedene Interpretationsweisen der Klassenstruktur und gab bereitwillig zu, daß neuer Mittelstand und Wohlfahrtsstaat von einer dogmatisierten Marxschen Klassentheorie nicht adäquat erfaßt würden. Statt Marx wird gern zur Klärung der modernen Gesellschaft Colin Clark herangezogen, so von Raymond Aron (Paris), von Roger Giroud (Genf) und, obgleich recht oberflächlich, von Frau Bernard. Daß ein bloß ökonomisch verstandener Klassenbegriff, einer jedenfalls, der sich nur nach dem Beruf orientiert, nicht ausreicht, zeigte T. Brennan (Glasgow) in seinen Ausführungen über die britische Arbeiterschaft. Nützlich waren insbesondere die Hinweise des Amerikaners Kurt Mayer. Daß kein Verständnis der Gegenwart ohne den Rekurs auf die Geschichte gewonnen werde, ist freilich eine Selbstverständlichkeit, die indes der allzu empirischen Sozialforschung tabu zu sein scheint. Wenn es richtig ist, daß den objektiven Veränderungen in der amerikanischen Gesellschaftsstruktur das Bewußtsein nicht nachgekommen ist, sondern die Vorstellung immer noch das Bild einer mittelbürgerlichen Welt festhält, das im 19. Jahrhundert der Realität entsprach, dann kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Wissenschaft, die sich auf die bloße Meinung der von ihr Befragten verläßt, als erhielt sie so den rechten Aufschluß, über den wirklichen Sachverhalt nicht gar soviel zu sagen weiß. Daß jedoch Klasseninteressen, die sonst strikt verneint werden, ins Spiel kommen, sobald es sich um politische Entscheidungen handelt und daß hieran Strukturwandlungen ablesbar werden, machte R. Heberle am Beispiel der Südstaaten der USA deutlich.

A. A. v a n D o o r n s (Amsterdam) Bemerkungen über den ungelerten Arbeiter in Holland, der zwar vom Lumpenproletariat sich unterscheidet, indessen keineswegs „entproletarisiert“ sei, hätten auch den Beiträgen zum Thema sozialer Mobilität und Klassenstruktur zugeteilt werden können. F. v a n H e e k (Leiden), der hierüber einen ersten Überblick gab, erinnerte daran, daß die meisten Studien, die in jüngster Zeit unternommen wurden, sich allzu einseitig am Prestige orientiert haben, das einem Beruf jeweils verliehen worden ist. (A. T o u r a i n e, der in Lüttich diese Einseitigkeit kritisiert hatte, ist ihr dieses Mal in seinem Untersuchungsbericht über Herkunft und Berufsaussichten französischer Medizinstudenten fast erlegen.) Wird die Klassenstruktur, fragte v a n H e e k weiter, von der sozialen Mobilität denn affiziert? Vermindert diese die Antagonismen, wie einige meinen, oder verschärft sie die Spannungen? Welches sind die Ursachen, die zu ihr führen bzw. sie aufhalten und welches sind die Folgen? (Hierüber brachte Morris J a n o w i t z einiges amerikanische Material bei.) Wie ist es mit dem sozialen Abstieg? Über den Begriff der Mobilität und wie sie zu messen sei, äußerte sich S. M. M i l l e r (Brooklyn); S. M. L i p s e t und H. L. Z e t t e r b e r g, von der Columbia University, legten eine „Theorie der sozialen Mobilität“ vor, d. h. einige Definitionen, um verschiedene Mobilitätsformen abzugrenzen, und einige Hypothesen über Faktoren, welche das Ausmaß der Mobilität und ihre politischen oder ideologischen Konsequenzen bestimmen mögen; K. S v a l a g o s t a (Kopenhagen) steuerte einiges zur Analyse ihrer Determinanten bei. Sonst gab es Berichte über soziale Herkunft und Mobilität amerikanischer Geschäftsleute, Lehrberuf und Aufstiegschancen in Jamaika, Mobilität und Heirat auf Hawaii, die Formen, die die soziale Mobilität im heutigen Jugoslawien angenommen hat. Chr. v o n F e r b e r (Göttingen) berichtete über einen Teil der Untersuchungen über die Strukturwandlungen des Lehrstands an deutschen Hochschulen, und K. M. B o l t e über einige Ergebnisse der einst von Mackenroth begonnenen Untersuchung über Wandlungen der deutschen Sozialstruktur. (Ist es, nebenbei, nicht beschämend, daß keine Stelle bereit zu sein scheint, dieses Forschungsprojekt zu unterstützen und dafür zu sorgen, daß es nicht auf Schleswig-Holstein beschränkt bleibe?)

Die Dynamik einer sozialen Klasse kann sich einmal auf eine andere Klasse beziehen, zum anderen auf die Gesellschaft, in der sie sich formt und handelt; sie kann drittens die Dynamik meinen, die sich in der Klasse selbst, die ja stets in sich geschichtet ist, vollzieht. Es ist gewiß nützlich, daß G. G u r v i t c h (Paris) auf diese Unterscheidung hingewiesen und überdies die beliebte Konfusion von Schicht und Klasse denunziert hat. Wenn aber der Begriff der Klassendynamik eine „komplexe Realität“ umfaßt, die sorgfältiger Analyse bedarf, dann verstehe ich nicht, warum er „keineswegs ein Schlüssel“ sein darf, der „alle Türen öffnet, um die Probleme der gesellschaftlichen Veränderung zu lösen“. Doch nur dann nicht, wenn

er von dieser Realität abgelöst, also in der gleichen Weise entleert wird, wie es der Begriff des „sozialen Wandels“ bereits ist. Daß die Abstraktion „social change“ soziologisch nutzlos sei, behauptet auch R. Dahrendorf (Saarbrücken) und ich stimme ihm bei. Sein Versuch freilich, die Marxsche Theorie durch Parsons' Psychologismus<sup>2</sup> zu revidieren, ist erstaunlich. Nachdenklicher stimmten die Bemerkungen von Cl. Lefort (Paris) über den Funktionswandel des Marxschen Ideologiebegriffs. Die sonst eingereichten Beiträge waren in der Mehrzahl deskriptiver Natur: übers Entstehen einer Klasse (?) von Berufsbeamten in Israel; über die Angestellten in England, ihre Organisationen und ihre politisch neutrale Rolle; über den Arbeiterbauern im heutigen Polen; die soziale Herkunft indonesischer Politiker; Schichtungsprozesse im bäuerlichen Libanon. Hervorheben möchte ich den Bericht von Michel Crozier (Paris) über einige erste, recht instruktive Ergebnisse einer Untersuchungsreihe, die das Verhalten von Angestellten und kleinen Beamten an ihrer Arbeitsstätte sowie ihre Situation in der modernen (französischen) Gesellschaft aufzuhellen unternimmt<sup>3</sup>.

Eine weitere Sektion des Kongresses widmete sich den Veränderungen, denen die Familie heute unterliegt. Frau Alva Myrdal, jetzt Schwedens Botschafterin in Indien, wartete mit einer ganzen Batterie von Fragen auf, die von der Familiensoziologie bisher vernachlässigt oder überhaupt nicht gesehen wurden. Um nur einiges zu nennen: Ist die Familie denn tatsächlich noch stark genug, um in einer stets mehr durchrationalisierten Gesellschaft als Institution überleben zu können? Verstellt die konventionelle Romantisierung, die ihr widerfährt, etwa den Blick für ihre Hinfälligkeit? In welcher Weise wird die Qualität des Familienlebens von den ökonomischen Veränderungen betroffen? Wie wirken sich Mobilität und Verstädterung aus, wie die mannigfachen Einrichtungen, die Funktionen übernehmen, die einst der Familie eigneten? Wie ist es mit dem Alltag der Familie bestellt? Einst starben die Menschen relativ früh, heute leben sie länger und so hat sich auch das Zusammenleben in der Familie verlängert: welches sind die sozialpsychologischen Folgen? Tritt an die Stelle des Schweigens, das einstmals zwischen den Gatten vorherrschte und noch das Verhältnis zu den Kindern färbte, jetzt Kommunikation und welcher Art ist sie? Was ist, wenn Kinder in den Eltern, die sich verhalten, als seien sie jung, nicht mehr die alten und gesetzten Persönlichkeiten voll Autorität mehr erblicken können? Frau Myrdal forderte, statt hierüber zu spekulieren, solle die u. U. bürokratisch organisierte Forschung (nicht unähnlich der Statistik) unser Wissen über den tatsächlichen Zustand der Familie auffüllen. Gelegentlich,

<sup>2</sup> Vgl. Th. W. Adorno: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie, in: *Soziologica*, Aufsätze, Max Horkheimer zum 60. Geburtstag gewidmet (Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. I), Frankfurt a. M. (1955).

<sup>3</sup> Inzwischen ist ein Teil der Crozierschen Untersuchung erschienen: *Petits Fonctionnaires au travail*. Paris 1956.

wie bei E. W. Burgess (Chikago), hatte es freilich den Anschein, als ob die Familiensoziologie zum Selbstzweck zu werden drohe. René König (Köln) formulierte aufgrund der eingereichten Arbeiten, sofern sie die „westliche“ Familie betrafen, einige ein wenig dürre Hypothesen: daß der Übergang von der umfassenden Großfamilie zur modernen Kernfamilie bereits auf vorindustriellen Entwicklungsstufen beginne; daß die Industrialisierung besonders intensiv sich auswirke, wenn in jenem Übergang der Schutz, den die Großfamilie noch gewährte, wegfällt; daß man, ist die Industrialisierung einmal im Gange, zwischen kurzfristigen Anpassungen und den weiterwirkenden Tendenzen unterscheiden müsse, wolle man ein falsches Bild über die gegenwärtige Familie vermeiden; schließlich daß diejenigen Bevölkerungsteile, die als erste die auflösende Macht der Industrialisierung zu erleiden hatten, auch als erste sich zu erholen und den veränderten Lebensbedingungen anzupassen vermöchten. — Im Einzelnen wurden Berichte aus Amerika, Holland, Deutschland, Frankreich, England, aus der Türkei und Israel gebracht. Ihnen schlossen sich Arbeiten über die Familie in China, Japan, Korea, Indien, Malaya und Arabien an.

Mit besonderem Interesse sah ich der Erörterung von Problemen entgegen, denen eine Soziologie der Erziehung sich gegenüber sieht, zumal es mir, trotz Durkheim, an dieser noch zu mangeln scheint. Leider erwies sich, daß es mit der systematischen soziologischen Durchforschung des Erziehungswesens hapert; eigentlich wäre nur der kritische Bericht von Ida Berger (Paris) und daneben der nicht minder kritische Beitrag von W. F. Connell (Sydney) zu nennen. Auch D. V. Glass (London), der eine Zusammenfassung gab, konnte nur auf einige Fragen hinweisen, die sich der Gesellschaftstheorie aufdrängen, nicht zuletzt die nach der Diskrepanz zwischen der Ideologie (Frau Berger machte auch darauf aufmerksam), die der Erziehung und dem Lehrer eine führende Rolle zuspricht, und der Realität, die anders ausschaut. Daß jedoch Erziehung und mit ihr der Lehrberuf selbst heute noch sozialen Aufstieg zu verbürgen vermögen, ja zu wichtigen Faktoren gesellschaftlicher Veränderung werden können, erhellte an den Beispielen, die von Afrika gegeben wurden (und freilich auch aus den Bemerkungen von Wl. Bonatsch übers Analphabetentum als sozialem Faktor in Jugoslawien oder dem, allerdings wenig selbstkritischen Bericht von I. A. Kairo (Moskau) übers sowjetische Erziehungssystem). K. A. Busia, von der Goldküste, hat mit Recht unterstrichen, von E. F. Frazier (Washington), P. Mercier (Dakar), A. H. Richmond (Edinburgh) und J. E. Goldthorpe (Kampala) lebhaft unterstützt, daß Bildung und Erziehung heute in Afrika politische Instrumente höchsten Ranges sind, mit deren Hilfe das Selbstbewußtsein der Afrikaner entwickelt und gestärkt werden müsse. Die Politik der Apartheid, von einem Vertreter der südafrikanischen Regierung verteidigt, wurde einmütig als „unrealistisch“ abgelehnt.



Ganz zum Schluß befaßte sich der Kongreß mit allgemeineren theoretischen Überlegungen zum Problem gesellschaftlicher Veränderung. In einem Kurzreferat versuchte ich mit den diffizilen Bemerkungen Th. W. A d o r n o s (Frankfurt), der leider nicht selbst hatte kommen können, über Statik und Dynamik in der Gesellschaft<sup>4</sup> bekannt zu machen. Howard B e c k e r (Madison) wandte sein Schema sakral-säkularer Werte an, A. M. R o s e (Minneapolis) und S. F. K e c h e k j a n (Moskau) äußerten sich über das Verhältnis von Recht und Gesellschaftswandel, usw. Wenigstens hier wäre es angezeigt gewesen, und A d o r n o zielte darauf ab, den Begriff der Veränderung und damit das Generalthema des Kongresses selber ernsthaft zu diskutieren. Vielleicht war es, wie gesagt, nur die Müdigkeit, nach den vorausgegangenen Arbeitstagen, daß eine Diskussion nicht zustande kommen wollte? Oder sollte die Soziologie unserer Tage sie nicht vertragen können? Mag sein, daß sie ihr zumindest allzu fremd anmutet. Wenn etwa u. a. Lucien G o l d m a n n (Paris) entsprechende Fragen zu stellen suchte, wurde er zwar mit Respekt angehört, aber die Antwort wurde ihm schuldig geblieben.

Zu erwähnen ist schließlich noch, daß auch diesem Kongreß wieder Berichte über den Stand der Soziologie (als Lehre und Forschung) vorgelegt wurden. Daß auch dieses Mal von deutscher Seite kein offizieller Bericht eingereicht worden war, ist nicht ganz verständlich.

Der Kongreß bot Gelegenheit zur Bildung von Arbeitskreisen. So kamen vor allem die Religionssoziologen, unter Leitung von Gabriel L e B r a s (Paris) zusammen; eine Gruppe erörterte die Zusammenarbeit von Psychiatrie und Soziologie; H. F. I n f i e l d sammelte Interessenten einer Genossenschaftssoziologie. Spontan kam es auch zu einem erstaunlich zahlreich besuchten Diskussionsabend über „Marxismus im 20. Jahrhundert“, der fortgesetzt werden mußte. Pierre N a v i l l e (Paris) erzählte mir, daß die Vertreter der Sowjetunion erwartet gehabt hätten, präzise Fragen gestellt zu erhalten; sie wären bereit, ebenso präzise, nämlich mit statistischen Zahlen (zumeist unveröffentlichtes Material) zu antworten; auf vage Fragen zögen sie es vor, ebenso vage zu antworten. Nun waren die Anstrengungen der Jugoslawen allerdings, ihre Vorstellung von einem „humanistischen Kommunismus“ darzulegen, reichlich verworren, und man mag sich fragen, ob der Marxsche Begriff der Entfremdung, seit er vom Existenzialismus vernutzt wurde, nicht gleichfalls vag geworden ist. Aber wenn etwa darauf hingewiesen wurde, daß aller bisherigen Geschichte Ausbeutung zugrunde liege, dann ist es immerhin ungewöhnlich, wenn ein Russe erklärt, Ausbeutung interessiere ihn nicht. Oder wenn G. F r i e d m a n n fragte, wie es mit den soziopsychologischen Folgen der mechanisierten Arbeit, des Fließbands, Lärms, Monotonie usw. sei, die kennzeichnend für die große Industrie und damit auch

<sup>4</sup> In deutscher Sprache in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 8 (1936), S. 321—328.

für die sowjetische ist, und er bei aller Eindringlichkeit seiner Frage auf keinerlei Verständnis stieß; wenn überhaupt von „westlicher“ Seite und nicht einmal in boshafter Absicht Marxsche Termini benutzt wurden, von S. M. Lips e t etwa und sie mit einer Handbewegung abgetan wurden, weil auch Trotzki zitiert worden sei, dann wird die Nutzlosigkeit solcher Diskussionen deutlich. Gewiß, G u l i a n (Bukarest) hatte ganz recht daran zu erinnern, daß vom Marxismus im 20. Jahrhundert nicht gesprochen werden kann, wenn von Lenin geschwiegen wird. Aber es scheint, als seien gar zu lange unter Stalin Marx und Lenin in Vergessenheit geraten<sup>5</sup>.

Zum neuen Präsidenten der I.S.A. wurde Georges F r i e d m a n n (Paris) gewählt. H e i n z M a u s - Mainz

---

<sup>5</sup> „Die stalinistische Inquisition konnte innerhalb der Partei keinen solchen Feind dulden, wie es der authentische Marx oder der authentische Lenin hätte sein können“ (J. Szacki, in „Pro Prostu“, Warschau, 21. Okt. 1956, zit. nach „Ost-Probleme“, Jg. 8, Nr. 46, S. 1597). Über den auffälligen Gegensatz der polnischen und sowjetischen Vertreter auf dem Amsterdamer Kongreß vgl. auch den Bericht über die Sozialwissenschaften in der UdSSR, insbesondere über „Soviet and Satellite Participation at the 3d World Congress of Sociology“, in: Soviet Survey (London), November 1956, S. 12/14.